



»Den Toten unserer Bundeswehr«, so beginnt die Inschrift am neuen »Ehrenmal« im Berliner Bendlerblock, das am 8. September 2009 eingeweiht wurde. Das Ehrenmal soll allen Bundeswehrangehörigen gewidmet sein, die in den letzten 50 Jahren in Ausübung ihres Dienstes »für Frieden, Recht und Freiheit« gestorben sind. Ein zentrales Dank- und Erinnerungszeichen hatte es für die »Staatsbürger in Uniform« in der langen, über 50-jährigen Geschichte der Bundeswehr bisher nicht gegeben. Mit dem Großprojekt reagierte das Bundesministerium der Verteidigung auf Wünsche und Bedürfnisse in der Truppe. In Liegenschaften der deutschen Streitkräfte fanden sich nämlich bislang nur kleinere Erinnerungsorte, zumeist ebenfalls »Ehrenmale« genannt. Dieser Gedenkbrauch wurde seit den 1990er-Jahren auch in die deutschen Feldlager an Einsatzorten im Ausland getragen. Jetzt, da das »Ehrenmal der Bundeswehr« eingeweiht ist, lohnt sich ein kurzer Blick auf seine Entstehungsgeschichte, auf Formen bundeswehrspezifischen Gedenkens, aber auch auf soldatische Erinnerungsorte in den Kasernen der Republik.

Einsatzarmee und Erinnerung: Gedenkkulturen in der Bundeswehr

Nachdem der Bundesminister der Verteidigung zu Beginn des Jahres 2006 Überlegungen zu einem »Firmendenkmal« öffentlich kundgetan hatte, entwickelte sich rasch eine rege Debatte. Allerdings lässt sich feststellen, dass es in der fast vierjährigen Diskussion um das Bundeswehr-Ehrenmal zumeist nicht um die Toten ging, derer gedacht werden sollte. In Artikeln, Reden und Interviews jedweder politischer Couleure wurde gerungen um die Rolle der Bundeswehr in der Demokratie, um Sinn und Zweck der Auslandseinsätze, um Ängste vor einer möglichen Militarisierung der Gesellschaft oder vor einer Heroisierung des Soldatentods. Befürchtet, gelegentlich gar eindringlich gefordert, wurde ein soldatischer bzw. bürgerlicher »Totenkult«, der den Tod instrumentalisieren und künftige Kampfeinsätze legitimieren sollte. Der Streit um den geeigneten Standort der neuen Gedenkstätte, um Prestige und Design schien mitunter wichtiger als aktuelle Probleme der Einsatzarmee, wie etwa eine angemessene Versorgung von Verwundeten und Hinterbliebenen, wie Fragen nach dem Rechtsschutz der Soldaten in einem Krisenszenario oder der Sicherstellung einer angemessenen materiellen Ausstattung.

Die Bundeswehr, die unter Parlamentsvorbehalt steht, führt keinen Krieg. Denn im rechtstheoretischen Sinne zeichnet sich ein legitimer Krieg dadurch aus, dass souveräne Staaten allein über das Gewaltmonopol verfügen und zwischenstaatliche Konflikte mit regulären Streitkräften ausgetragen werden. Nichtstaatlichen Akteuren wird daher auch das Recht zur Gewaltausübung abgesprochen. Die Bundeswehr nimmt an internationalen Friedens- und Hilfsmissionen teil oder unterstützt im Rahmen eines UN-Mandats auch der Stabilisierung dienende Operationen im Einsatzgebiet, wie beispielsweise die jüngst von der afghanischen Armee geführte Operation OQAB, eine gegen die Taliban in der Region um Kundus gerichtete Offensive. Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) wies am 2. Juli 2009 im ZDF-Morgenmagazin darauf hin, dass es sich hierbei um ein Vorgehen der afghanischen Regierung gegen Aufständische im Innern handele, von einem Krieg daher keine Rede sein könne,

und die Gegner keine Kombattanten, sondern »Verbrecher« und »Terroristen« seien.

Da sich deutsche Einsatz-Kontingente rechtlich gesehen nicht im Krieg befinden, hat das Bundesministerium der Verteidigung bis zum Oktober 2008 die im Auslandseinsatz ums Leben gekommenen Bundeswehrangehörigen folgerichtig nicht als »Gefallene« bezeichnet. Der Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesminister der Verteidigung Christian Schmidt (CSU) hatte sich darüber hinaus mit deutlichen Worten gegen einen emotional aufgeladenen Sprachgebrauch gewandt, wie er von einigen Verbandsvertretern oder Politikern zu hören war, die vom »Krieg«, in dem wir uns befänden, vom »höchsten Opfer«, das erbracht worden sei, und einer »Wahrheit«, die verschleiert würde, redeten. Solch heldisches Pathos, das immer wieder nicht nur durch die Gazetten der Republik geistert, erscheint angesichts der Trauer, der Nöte und Bedürfnisse der Betroffenen in der Tat fehl am Platz.

Nach dem Anschlag vom 20. Oktober 2008 in Kundus, dem zwei Bundeswehrsoldaten des ISAF-Kontingents zum Opfer fielen, änderte die politische Führung ihre bisherige Sprachregelung. Seit Ende Oktober 2008 gilt offiziell derjenige Soldat als »im Einsatz für den Frieden gefallen«, der im Rahmen militärischer Einsätze durch Einwirkung eines Gegners getötet wird. Allerdings wird das Verb »fallen« in und außerhalb der Bundeswehr derzeit nicht in diesem engeren Sinne verwandt: Der Begriff »Gefallene« bezeichnet in Wort und Schrift unterschiedslos alle im Auslandseinsatz verunglückten, verstorbenen oder getöteten Bundeswehrangehörigen. Dieser Sprachgebrauch weicht übrigens von gängigen Praktiken in der deutschen Militärgeschichte ab, wurde doch in Wortwahl und



picture-alliance/dpa/Franz-Peter Tschauner

Angehörige nehmen am 29. Juni 2005 auf dem militärischen Teil des Flughafens Köln-Wahn Abschied von zwei in Afghanistan getöteten Bundeswehrsoldaten.

Symbolik immer strikt zwischen Kriegs- und Friedenszeiten unterschieden. Ein Soldat galt entweder als »im Krieg gefallen« oder »im Dienst verunglückt«. Und selbst im Krieg wurden diejenigen nicht als »gefallen« bezeichnet, die Tage später ihren im Gefecht erlittenen Verwundungen erlagen, sondern als »verstorben« vermerkt.

Das Erinnerungszeichen in Berlin ist jenen rund 3000 Soldatinnen, Soldaten und zivilen Angehörigen der Armee gewidmet, die seit 1955 während ihres Dienstes oder durch ihren Einsatz im In- und Ausland zu Tode gekommen sind. Es handelt sich nicht, wie oft fälschlich in der Presse verbreitet wird, um ein Soldatendenkmal für die Gefallenen der Bundeswehr. Und nur derer symbolisch zu gedenken, die im Ausland getötet wurden, würde in der Tat bedeuten, die »Staatsbürger in Uniform«, die zum Beispiel bei einem Hilfseinsatz im Innern, etwa der Flutkatastrophe in Hamburg 1962, ihr Leben verloren haben, als »Tote zweiter Klasse« zu diffamieren. Ein von manchen Interessengruppen gefordertes Ab- und Ausgrenzen, Hierarchisieren oder Aufrechnen könnte zu einem bedenklichen Sonderbewusstsein in der Armee führen, das nur bestimmten Toten Verehrung zugesteht. Im Tod wären dann nicht alle gleich, was das Gedenken angeht: Die in der Iller ertrunkenen 15 Rekruten des Luftlandejägersbataillons 19 aus der Anfangszeit der Bundeswehr etwa stünden gegen die Soldaten, die in Afghanistan Selbstmordanschlägen zum Opfer fielen. Auch die Forderung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. nach einem »ewigen Ruherecht« für die Toten der Einsätze auf eigens angelegten Soldatenfriedhöfen, deren Auflösung sich nach derzeitigem Verständnis grundsätzlich verbietet, ist der Sache nicht dienlich und würde in der Öffentlichkeit nur das Bild von einer Sonderrolle des Militärs befördern. Zudem ist fraglich, ob die Familienangehörigen eines Getöteten oder Verunglückten einem solchen Ansinnen zustimmen würden.

Totengedenken in der Bundeswehr

Bei Betrachtung der Gedenkpraxis in der Bundeswehr fällt auf, dass die bereits bestehenden Formen in der Truppe selbst, die ja vielfach auf Eigeninitiative zurückgehen, sehr schlicht gehalten

sind. In bundesdeutschen Standorten existieren zahlreiche Beispiele gelebter Erinnerung. Neben christlichen Ritualen wie etwa der Gedenkandacht oder dem militärischen Zeremoniell wie dem Gedenkappell zu Jahrestagen finden sich Formen, die bisweilen auch auf die Wertorientierung der deutschen Streitkräfte verweisen: Als identitätsstiftend wird seit jeher die Benennung von Kasernen nach verstorbenen Vorbildern angesehen. Die Bundeswehr besitzt zumindest einen Kasernenpatron aus den eigenen Reihen: Im sächsischen Delitzsch ist die Unteroffizierschule des Heeres seit 1992 nach dem Feldwebel Erich Boldt (1933–1961, Panzerpionierkompanie 70) benannt. Erich Boldt starb, als er während der Ausbildung zwei Soldaten vor einer detonierenden Sprengladung schützen wollte. Der Jahrgangsbeste der Feldwebellehrgänge an der Pionierschule erhält zudem den »Feldwebel-Boldt-Gedächtnis-Preis«, gestiftet 1982 vom Bund Deutscher Pioniere e.V. Nach Oberleutnant Ludger Hölker (1934–1964, Jagdbombergeschwader 32) ist 1977 das Auditorium Maximum der Offizierschule der Luftwaffe im bayerischen Fürstenfeldbruck benannt (»Ludger-Hölker-Saal«). Sein Geschwader ehrte ihn 1984 mit einer Straßenbenennung in der Schwabstadl-Kaserne in Lechfeld. Der Pilot hatte sein Leben eingesetzt, um eine Flugkatastrophe in Straßberg zu verhindern.

Eine gängige Form militärischer Erinnerungskultur ist zum einen der Findling, zum anderen der obeliskartige Gedenkstein. Diese Wahl ist so neu nicht, folgen doch die Soldaten den bekannten Beispielen aus Städten und Gemeinden. Der einfache Stein, der zumeist nur eine Tafel mit Namen der Verstorbenen aufweist, lenkt nicht von seiner eigentlichen Funktion des Trauern und Erinnerns ab. Diese Form verweist darüber hinaus auf einen grundsätzlichen Umstand: Das moderne Totengedenken in der Bundeswehr dient nicht dazu, den Einsatz militärischer Mittel politisch zu legitimieren, auch wenn dies in der Presse bisweilen mit Blick auf das Ehrenmal in Berlin eingefordert oder geadelt wird. Eine solche Zielsetzung wäre zweifelsohne bedenklich, würde es doch bedeuten, dass erst der Tod des Soldaten dem jeweiligen Auftrag einen Sinn geben oder gar die Existenz einer Armee rechtfertigen würde. Auf das »Wofür« des militärischen Dienens hat nicht ein Ehrenmal Antwort zu geben, denn dies hieße, den Tod von Soldaten zu instrumentalisieren.

Das internationale Engagement der Bundeswehr als einer Armee im Bündnis, das von humanitären bis zu bewaffneten Einsätzen reicht, gründet auf einem Verteidigungskonzept unter dem Primat der Politik, das die Wahrung von Frieden, Recht und Freiheit als verfassungsmäßigen Auftrag fordert. Im Soldatengesetz heißt es: »Der Soldat hat die Pflicht, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen« (ZDv 14/5 § 7). Sinn und Notwendigkeit des Auftrags müssen vermittelt werden, dies hat aber im Rahmen der Politisch-Historischen Bildung und nicht im Dunkel einer Ehrenhalle zu erfolgen.

Seit 1993 starben im Auslandseinsatz mehr als 80 Soldaten. Sie kamen im Wesentlichen durch Fremdeinwirkung ums Leben oder waren Opfer von Terroranschlägen. Der erste bei einem Auslandseinsatz (UNTAC) getötete Soldat war der 26-jährige Sanitätsfeldwebel Alexander Arndt, der am 14. Oktober 1993 in Phnom Penh auf offener Straße erschossen wurde. In der Bundeswehr-Publizistik wird die Erinnerung an ihn bis heute wachgehalten. In der Berliner Blücher-Kaserne steht zudem seit Oktober 2007 ein Gedenkstein zur Erinnerung an Arndt, den das jetzige Lazarettregiment 31 gestiftet hat. Auf dem Gelände der Burgwald-Kaserne im hessischen Frankenberg erinnert das Bataillon Elektronische Kampfführung 932 mit einem Basaltstein an vier Soldaten des ISAF-Kontingents, die bei einem Sprengstoffattentat am 7. Juni 2003 in Kabul getötet wurden. Auf dem Stein findet sich eine Tafel mit den Namen der Toten.

In den Einsatzgebieten selbst wurden ebenfalls angemessene Gedenkformen gefunden, die sich dem Pathos verweigern: Im deutschen Feldlager Rajlovac (Camp Capitaine Carreau) in Bosnien-Herzegowina entstand auf dem »Europaplatz« ein Erinnerungszeichen an die im Einsatzland gestorbenen Angehörigen der Bundeswehr. Nach der Truppenreduzierung der EUFOR und der Aufgabe des Lagers fand der Stein im August 2007 auf dem Gelände der deutschen Botschaft im nahen Sarajevo einen neuen Standort. Eine Straße im kosovarischen Feldlager Prizren trägt den Namen des ersten im KFOR-Einsatz verunglückten Soldaten, Oberstabsarzt Dr. Sven Eckelmann (1999). In diesem Feldlager befindet sich außerdem ein Gedenkstein, auf dem neben Bundeswehrangehörigen auch Soldaten aus anderen Nationen

aufgeführt werden, die während des Dienstes im Kosovo ums Leben kamen. Die Widmung lautet: »In memory of the soldiers who gave their lives for the mission in Kosovo.« In Afghanistan schließlich stehen zur Zeit mehrere Erinnerungszeichen, darunter eines im Feldlager Camp Warehouse in Kabul mit der Inschrift »Den Toten zu Ehren«, eines im Feldlager Camp Marmal in Masar-e Scharif oder das Mal mit einer von der Stadt Berlin gestifteten Plastik, dem Berliner Bären, der sich seit 2003 auf dem Gedenkstein des deutschen ISAF-Kontingents am Kabul International Airport befindet.

Die Inschrift des Bundeswehr-Denkmals lautet in goldener Schrift auf goldenem Grund: »Den Toten unserer Bundeswehr / Für Frieden, Recht und Freiheit«. Die Wortwahl erinnert an eine Gedenkformel am »Ehrenmal des deutschen Heeres«, das 1972 auf der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz errichtet wurde. Gedachte die Bundeswehr an diesem Ort bis 1994 ausschließlich der Gefallenen früherer deutscher Heere, wurde die Stätte schließlich umgestaltet und als zentrale Widmung die ganzheitliche Formel geprägt: »Den Toten des Deutschen Heeres«. Seit 2006 wird vor Ort mit einer schlichten Stele zusätzlich an die »im Dienst und Einsatz zu Tode gekommenen Angehörigen des Heeres der Bundeswehr« gedacht. Folgende Inschrift steht auf dem kleinen, hellen Stein geschrieben: »Den Heeressoldaten / der Bundeswehr, / die für Frieden, Recht und Freiheit / ihr Leben ließen«. Das Kuratorium hatte am 17. November 2005 beschlos-



Fabrice Schlier

Das Ehrenmal für die verstorbenen und getöteten ISAF- und Polizeiangehörigen aller beteiligten Nationen im Feldlager Camp Warehouse bei Kabul. Der Marmorblock trägt die Inschrift »Den Toten zu Ehren«. An der Ziegelsteinmauer dahinter sind Gedenktafeln mit Namen und Nationalität angebracht.

sen, dass »das Ehrenmal durch eine Stele zu erweitern [sei], um Angehörigen und Kameraden Gefallener des Heeres der Bundeswehr im Rahmen des Ehrenmals einen Ort des Gedenkens, Besinnens und der Identifikation zu schaffen«.

Angesichts einer 50-jährigen Erfolgsgeschichte sind demgegenüber im Ehrenmal der Bundeswehr die Toten vergangener deutscher Armeen zu Recht nicht einbezogen. Längst überfällig mag es dem Betrachter erscheinen, dass sich die Streitkräfte der Bundesrepublik endlich auf sich selbst besinnen, zumal ihre Toten in vielen alten Denkmälern – vor allem in den drei Nachkriegs-Ehrenmalen der Teilstreitkräfte Heer, Luftwaffe und Marine – erst spät überhaupt einbezogen und auch dann immer nur »mitgedacht« wurden. »Mitgedacht« werden Bundeswehrsoldaten übrigens seit einigen Jahren nun auch auf alten wie neugesetzten Kriegerdenkmälern für »Helden« des Ersten und »Opfer« des Zweiten Weltkriegs wie beispielsweise im bayerischen Freyung oder Reischach. Der Anstoß zur Erweiterung entsprechender Widmungen scheint sowohl aus dem kirchlichen wie militärischen Umfeld zu kommen. So regte etwa das Kommando Schnelle Einsatzkräfte Sanitätsdienst im ostfriesischen Leer Anfang Juli 2009 bei der Stadtverwaltung an, das alte Weltkriegsmal um eine Gedenktafel für im Dienst umgekommene Bundeswehrsoldaten zu ergänzen. Erinnerungszeichen von Bundeswehreinheiten, die losgelöst sind vom Weltkriegsgedenken, scheint es in Städten und Gemeinden bisher nicht zu geben.

Allein an diesen Beispielen zeigt sich, wie wichtig Historisch-Politische Bildung ist, denn nur das Wissen um Geschichte kann späteren Generationen helfen, zwischen einem Siegesmal der kaiserlichen Armee, den Nachkriegs-Denkmalern für Wehrmachtssoldaten und den Erinnerungsstätten einer Parlamentsarmee zu unterscheiden.

Das Berliner »Ehrenmal der Bundeswehr«

Die Bundeswehr gedenkt ihrer Toten – aber wird das Ehrenmal des Architekten Andreas Meck, das, so die Broschüre des Bundesministeriums der Verteidigung, öffentliches Erinnern und persönliches Trauern ermöglichen soll, dieser Parlamentsarmee gerecht?



Kieler Förde, im Hintergrund das Marine-Ehrenmal in Laboe.

Einen Sakralkörper aus Gold und Bronze, ähnlich einem griechischen Tempel klassischer Zeit, stellt das Ehrenmal dar: Elf Pfeiler besitzt es an seinen 32 Meter langen Seiten, keine jedoch an seiner

Schmalseite, aber immerhin fünf Fahnenstangen, und, wie der Architekt in der offiziellen Broschüre ausführt, eine »Cella«. Im antiken Tempel war die Cella zumeist ein fensterloser Raum, in dem das überlebensgroße Götterbild thronte. Die moderne Cella ist ebenfalls ohne Fenster und ganz in Schwarz gehalten. Von einem Oberlicht beleuchtet, dient nach der im Sommer 2008 überarbeiteten Konzeption nunmehr eine Bruchsteinkante als Ablage für Blumen und Kränze. Namen von Toten werden über eine LED-Projektion fünf Sekunden lang an die Wand geworfen. Über diese Menschen, die Umstände ihres Todes, erfahren wir hingegen nichts. Der Architekt sucht auf der sakralen Klaviatur von Licht und Dunkel zu spielen. Dem schwarzen Raum wird eine goldschimmernde Wand gegenübergestellt, der Besucher soll aus dem Dunkel der Cella in das helle Gold der »Hoffnung« treten, das nach Meck allen Kulturen eigen sein soll. Bei näherer Betrachtung erweist sich die scheinbar glatte, geschlossene Bronzehaut des Baukörpers als ein Netz von ausgestanzten, gebrochenen, seltsamerweise auch einigen ganzen Erkennungsmarken. Sie sollen so den Soldatentod symbolisieren. In den Grundstein wurde neben der Urkunde, dem Faksimile des Grundgesetzes, einem Ehrenkreuz in Gold, Geldmünzen und Tageszeitungen auch eine Erkennungsmarke eingelassen.

Was die Symbolik des Gefallenentodes, die somit bis in den Grundstein wirkt, mit den mehr als 3000 Toten der Bundeswehr zu tun hat, bleibt offen. Die toten Soldaten und zivilen Bundes-

wehrangehörigen, derer nunmehr in und mit einem Denkmal in Berlin gedacht werden soll, sind nicht auf einem Schlachtfeld »gefallen« oder haben gar, wie es in früheren Kriegen hieß, in Schützengräben »den Heldentod erlitten«. Anders verhält es sich diesbezüglich mit Erinnerungszeichen in den Vereinigten Staaten: In Atlantic City (New Jersey) steht seit dem Jahr 2000 das »Korean War Memorial«. Als Teil eines größeren Ensembles hält dort eine überlebensgroße Plastik, »The Mourning Soldier«, in ihrer linken Hand mehrere Erkennungsmarken. Wohlgermerkt, es handelt sich bei diesem Denkmal um eine Erinnerungsstätte für die Gefallenen einer kriegerischen Auseinandersetzung.

Als eine »Armee ohne Pathos« haben sich aufgeschlossene Militärreformer der Gründerphase wie Wolf Graf von Baudissin die Bundeswehr gedacht. »Grundlegend Neues« sollte geschaffen werden, so die klassisch gewordene Forderung der »Himmeroder Denkschrift« aus dem Jahre 1950. Goldenes Gepränge vergangener Zeiten passt folglich nicht zu einer nüchternen Parlamentsarmee, daher ist zu begrüßen, dass statt des ursprünglich geplanten Goldkleides ein »feldgraues« Äußeres für das »Ehrenmal der Bundeswehr« gewählt wurde. Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten: Was dem einen eine ästhetische Pein, ist dem anderen eine angemessene Form des Erinnerns. Dennoch scheint der Entwurf für ein gewisses Unvermögen zu stehen, sich dem Soldatentod auf zeitgemäße Art anzunähern. Wie tröstlich mag wohl für jemanden ein »Kleid« gebrochener, gar ganzer Erkennungsmarken sein, der ein Familienmitglied durch Unfall, Freitod oder bei einem Terroranschlag verloren hat?

In der Luftlande-/Transportschule in Altenstadt wurde im September 2008 ein schlichter Gedenkstein enthüllt. Auf ihm stehen die Namen der 19 Soldaten, die seit 1958 bei Sprungunfällen und im Flugeinsatz ums Leben gekommen sind. Den Lebenden und den Toten wurde hier ein angemessener Ort der Erinnerung geschaffen, der sich auf das Wesentliche konzentriert. In der modernen Bundeswehr existieren vielfältige Erinnerungskulturen, deren steinerne Formen vor allem für eines stehen: Sie würdigen die Toten, sie nennen ihre Namen – nicht mehr und nicht weniger.

Loretana de Libero